

25. Okt. 1969

Kölnener Stadt-Anzeiger — Nr. 248

KULTUR

2 3 Samstag/Sonntag, 25./26. Oktober 1969 — Seite 6

Die 6. Biennale in Paris stellt Künstler aus 52 Ländern vor: Zwei Preise für die Bundesrepublik

Kunst, mit der man spielt: Luftballon als Freizeitzelle

Eine französische Zeitung fordert „Erbarmen mit den Museumswärtern“

W eil es nicht mehr möglich ist auszustellen, stellen wir aus, um zu beweisen, daß es nicht mehr möglich ist auszustellen.“ Dieses Flugblattbekenntnis der „Jungen Künstler von Paris“ spiegelt exakt den Widerspruch der 6. Pariser Biennale, die „junge“ Künstler (bis 35 Jahre alt) aus 52 Ländern vorstellt.

Diese Biennale ist eine Ausstellung, und sie ist keine Ausstellung. Eine Ausstellung: In den beiden Seitenflügeln des Musée d'Art Moderne (zwischen Seine-Ufer und der Avenue du Président Wilson), und im Musée Galliera gegenüber sind zahllose Werke zahlloser Kunststrichtungen ausgestellt; keine Ausstellung: nichts wird eigentlich herausgestellt.

Ohne Akzente zu setzen, ohne Tendenzen anzudeuten, ohne nach formalen Gesichtspunkten zu gruppieren, haben die Aussteller zusammengewürfelt, was die 52 Länderkommissare ihnen präsentierten: Eine Jury, die ins Tohuwabohu durch Auswahl Ordnung bringen könnte, gibt es bei dieser Biennale nicht. Zum ersten Mal gab es in diesem Jahr auch keine nach Ländern getrennten Kojen mehr.

Resultat: Ein Jahrmarkt, der kaum noch Orientierungsmöglichkeiten bietet. Engagierte Kunst aus Kuba, archaisch anmutende Holzplastiken aus Tunesien, surreale Malerei aus dem Libanon, lapidare Rohrkonstruktionen aus England, Environments aus Frankreich, Japan, eine weiße Bühnenkonstruktion für Ballettdarbietungen aus Uruguay, Graphiken aus Luxemburg — alles steht, hängt oder liegt nebeneinander und durcheinander.

Was die Erbauer eines „internationalen“ Biennaleobjekts als Aufschrift für dieses Objekt wählten, scheint auch Prinzip der Ausstellungsgestaltung gewesen zu sein: „Vertauschen Sie nach eigenem künstlerischen Ermessen die Gegenstände und legen Sie nach Belieben neue hinzu.“

Das optische Chaos wird akustisch untermalt: Elektronische Geräusche, Geratter von Maschinen, Surren und Schnauben pneumatischer Objekte begleiten den Besucher durch die ganze Ausstellung.

Der einzige Akzent, der trotz aller Buntheit erkennbar bleibt, heißt: Gruppenarbeit. Unter dieser Flagge segelt so ziemlich

alles, was zwischen Kunst, Antikunst und Spiel rangiert, Ambiente oder Environment heißt. Da wirbeln durcheinander: Verkohlte Baumstämme und Wassereimer, transparente Kunststoffwürfel, Luftballons als Freizeitzellen, popfarbige Riesenspielzeuge, bewegliche Multiples, Spiegel — und Lichtkabinette.

Daneben auch Fotografien, elektronische Musik, Filme und Architekturmodelle.

Jeder Länderkommissar durfte — außer Kollektivarbeiten — je einen Maler, Bildhauer, Graphiker als repräsentativen Vertreter seiner Heimat nominieren. Für die Bundesrepublik wählte Thomas Grochowiak,

Direktor des Städtischen Museums Recklinghausen, den Maler Lampert-Maria Wintersberger, den Graphiker Gerd von Dülmen, den Plastiker Rolf Glasmeier.

Darüber hinaus 28 Künstler aus den Gebieten Photographie, Film, Gemeinschaftsarbeit, Architektur, Städtebau, Musik.

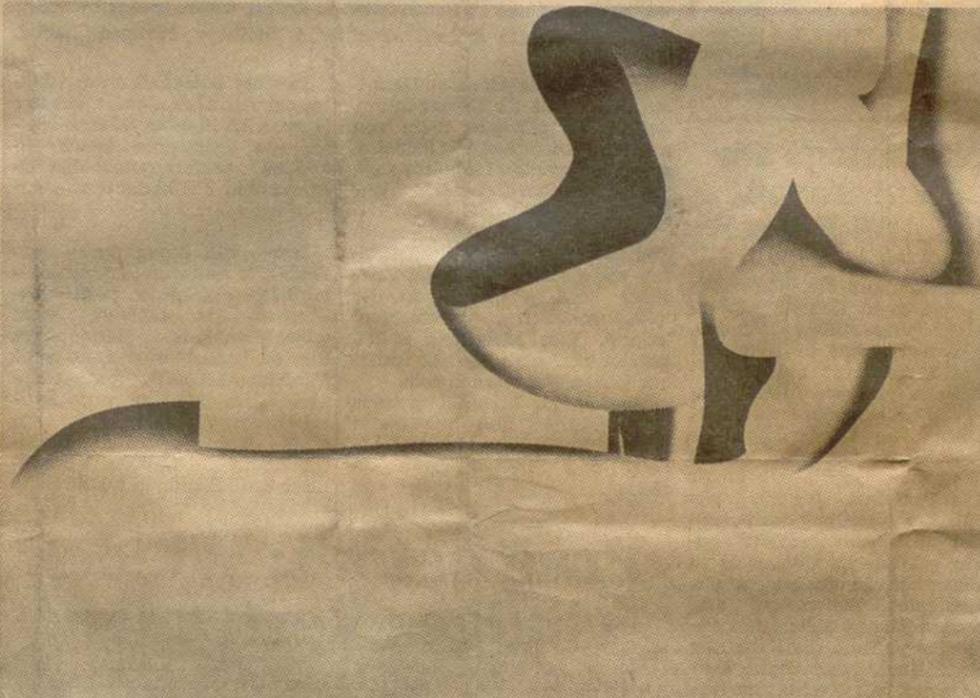
Von den neun Preisen für individuelle Arbeiten (25 Preise gab es für Teamprodukte) vergab eine internationale Jury zwei an die Bundesrepublik: Wintersberger und Glasmeier (er stellte kürzlich in der Kölner Galerie Reckermann aus) erhielten Stipendien in Höhe von je 2500 Francs.

Die französische Kritik rea-

gierte bisher überwiegend ablehnend. Auf der Freitreppe des Museums, zwischen grellfarbigen Plastiken, weißen Zelten (von dem Argentinier Caballa aufgebaut) und den ehrwürdigen Statuen der Mäusen rufen Zeitungsverkäufer Schlagzeilen aus wie: „Die westliche Kunst ist durch eine Armee von Kopisten vertreten“, „Die Information der Biennalekünstler ist aus zweiter Hand“ oder „Erbarmen mit den Museumswärtern!“ (Le Monde).

Dennoch: Die Biennale hat so viele Besucher, vor allem jugendliche, daß man sich fast zu jedem Exponat regelrecht durchkämpfen muß.

Barbara Catoir



„Doppelverletzung“ (1967) von Lampert-Maria Wintersberger, der auf der Pariser Biennale einen Preis erhielt.

In der Ausgabe vom 14. 10. 1969 erschien im Kölner Stadt-Anzeiger eine Kritik des neuen Programms des „Floh de Cologne“. Durch einschneidende Verkürzungen und Veränderungen im ursprünglichen Manuskript ist der Eindruck der Manipulation entstanden. Wir drucken daher an dieser Stelle die am 14. 10. 1969 zunächst zur Veröffentlichung vorgesehene Fassung ab.

Das neue Forum der Kölner Underground-Szene, der „Workshop“ in der Breite Straße, hatte seine erste Premiere: „Fließbandbabys Beat-Show“, das neueste Programm des „Floh de Cologne“. (Es wird in den nächsten Wochen, jeweils an den Samstagen, noch mehrmals im „Workshop“ gespielt.)

Auf der Suche nach neuen Formen und nach einem neuen Publikum ist das Agitprop-Kabarett bei der Beat-Show gelandet: Einleuchtend und verständlich für jeden, der die Pop-Musik mag. Die „Flöhe“ sind jetzt in erster Linie eine Beat-Band und erst in letzter ein Kabarett-Ensemble. Ihre bewußtseinerweiternde Droge verabreichen sie mit stets lautstarken Klängen. Texte und Rhythmus ihrer Songs erinnern manchmal an Frank Zappa und seine „Mothers of Invention“ oder an die „Fugs“, nimmt man die Art der szenischen Präsentation noch hinzu.

Nicht immer aber erreichen sie vom Musikalischen her die genannten Vorbilder; so sollte man es auch nicht kritisch damit vergleichen. Belassen wir

oder untertauchen kann. Veröffentlicht Daten von allen wichtigen politischen Aktionen und Underground-Veranstaltungen.

Das ist manchmal ein wenig theoretisch, aber dennoch schlagkräftig und klar.

Als leitmotivische Figur zieht sich das titelgebende Fließbandbaby durchs Programm. Vergleichbar etwa der Nachkriegsfigur des Normalverbrauchers, nur eben stark verjüngt. Das Fließbandbaby, das den konformistischen Zwängen unserer Wohlstandsgesellschaft ausgeliefert ist, dem Konsum, dem Leistungsprinzip. Es ist natürlich ein Arbeiterkind: Volksschule, Berufsschule als autoritäre Systeme. Es muß arbeiten, muß heiraten, muß hausbauen, muß fürs Alter vorsorgen.

Es ist eine Figur, mit der es zwar kaum Identifikation geben wird, mit der sich aber agitieren läßt, wirksam, gezielt.

Neben solch fast pädagogischen Texten gibt es auch drastische Songs in Holzhammermanier, Erbauungskost für Unterdrückte: „Wenn der Springer mal rülpst, ticken alle Fern-

Floh de Cologne

es bei der Feststellung der Inspiration. Suchen wir die Intentionen des neuen Floh-Stils zu beschreiben, seine Funktion zu sehen.

Ein Begriff drängt sich auf, der bei den engagierten Filmemachern Zielgruppenfilm genannt wird und der dann analog Zielgruppenkabarett heißen müßte. Man weiß, für wen man spielt: für junge Leute, für Schüler, Lehrlinge, Arbeiter und Studenten. Man weiß, wie man sie ansprechen kann: mit Beatrhythmus und Pop-Song, nicht mit Literatur und Theater.

Und so produziert man dann eine musikalische Collage mit plakativen, aggressiven Texten. Leute, tut was! Schließt euch zusammen. Politisiert euch. Geht gemeinsamen Vergnügungen nach. Baut bei euch selbst lustfeindliche Normen ab. Schluckt die Pille. Versucht nur so zu arbeiten, daß es euch Spaß macht.

Wohnt nach Möglichkeit zusammen. Fordert eine anti-autoritäre Erziehung. Gründet APO-Zimmervermittlung, APO-Reparaturdienst, APO-Berufsberatung. Sammelt Adressen von Rechtsanwälten, die kostenlos verteidigen. Sammelt Adressen, wo man umsonst wohnen

schreiber. / Wenn der Abs mal furzt, fallen alle Aktienkurse.“

Es gibt anarchistische Sprüche („Ficken ist besser als Schießen“) und sozialistische Songs, die sich manchmal wie von Brecht anhören, nur eben primitiver formuliert sind. Und das ist Stärke und Kennzeichen des Floh-Programms: Unverblümmtheit, Direktheit, Lautstärke, Beatorgie. Keine literarischen Schnörkel, kein szenisches Brimborium. Hau kräftig auf die Pauke, und du wirst verstanden!

Daß in diese Linie einige Texte nicht reinpassen, sei noch erwähnt. Etwa den Adolf Kiesinger und den Franz-Josef Goebbels haben die Flöhe zwei Wochen, nachdem die beiden erst mal abgeschafft sind, nicht nötig.

Und mit Sätzen wie „Mädchen, mach die Beine breit, der Strauß braucht CSU-Wähler“ unterlaufen die Flöhe sich selbst, kippen um zum bayerischen Trachtenkabarett. Das finden dann selbst die Fans blöd, die ansonsten die nackte Botschaft aus dem kabarettistischen Underground — den harten Rock und den weichen Blues — sehr gern vernehmen.

Rolf Wiest